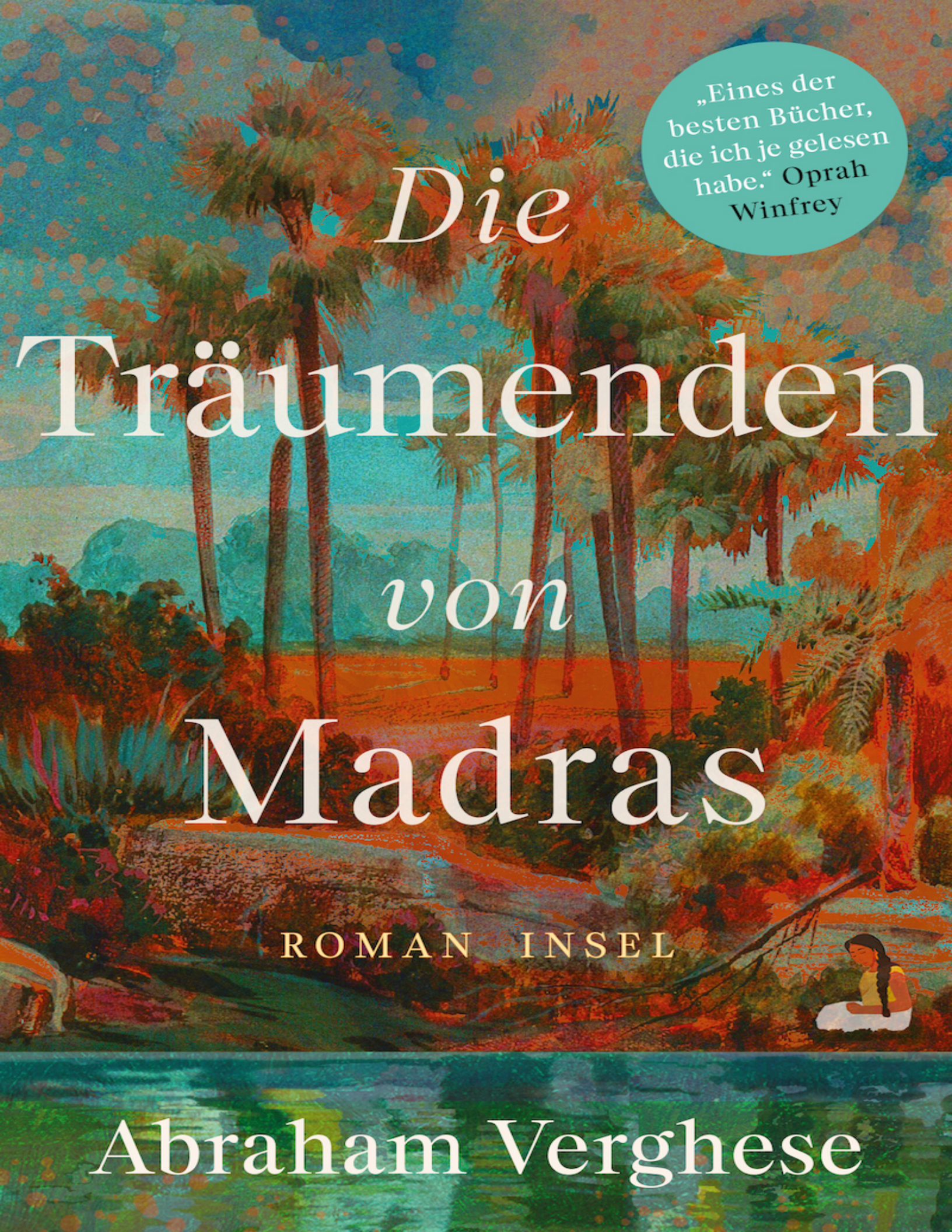




„Eines der
besten Bücher,
die ich je gelesen
habe.“ Oprah
Winfrey

Die Träumenden *von* Madras

ROMAN INSEL

Abraham Verghese

Abraham Verghese
Die Träumenden von Madras
Roman

Aus dem Englischen von Eike Schönfeld

Insel Verlag

Zur optimalen Darstellung dieses eBook wird empfohlen, in den Einstellungen *Verlagsschrift* auszuwählen.

Die Wiedergabe von Gestaltungselementen, Farbigkeit sowie von Trennungen und Seitenumbrüchen ist abhängig vom jeweiligen Lesegerät und kann vom Verlag nicht beeinflusst werden.

Um Fehlermeldungen auf den Lesegeräten zu vermeiden werden inaktive Hyperlinks deaktiviert.

Die Originalausgabe erschien erstmals 2023 unter dem Titel *The Covenant of Water* bei Grove Press, einem Imprint von Grove Atlantic, New York.

eBook Insel Verlag Berlin 2026

Der vorliegende Text folgt der 5. Auflage der Ausgabe des insel taschenbuchs 5067.

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2023

© Abraham Verghese 2023

Landkarte © Martin Lubikowski, ML Design London

Der Inhalt dieses eBooks ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Umschlaggestaltung von Rothfos & Gabler, Hamburg, unter Verwendung des Originalumschlags von Kelly Winton, adaptiert von dem Aquarell Palmyrapalmen, H. Schlagintweit, 1855, Wellcome Collection, London

eISBN 978-3-458-77804-2

www.insel-verlag.de

Für Mariam Verghese
In Memoriam

Und es ging aus von Eden ein Strom, zu wässern
den Garten.

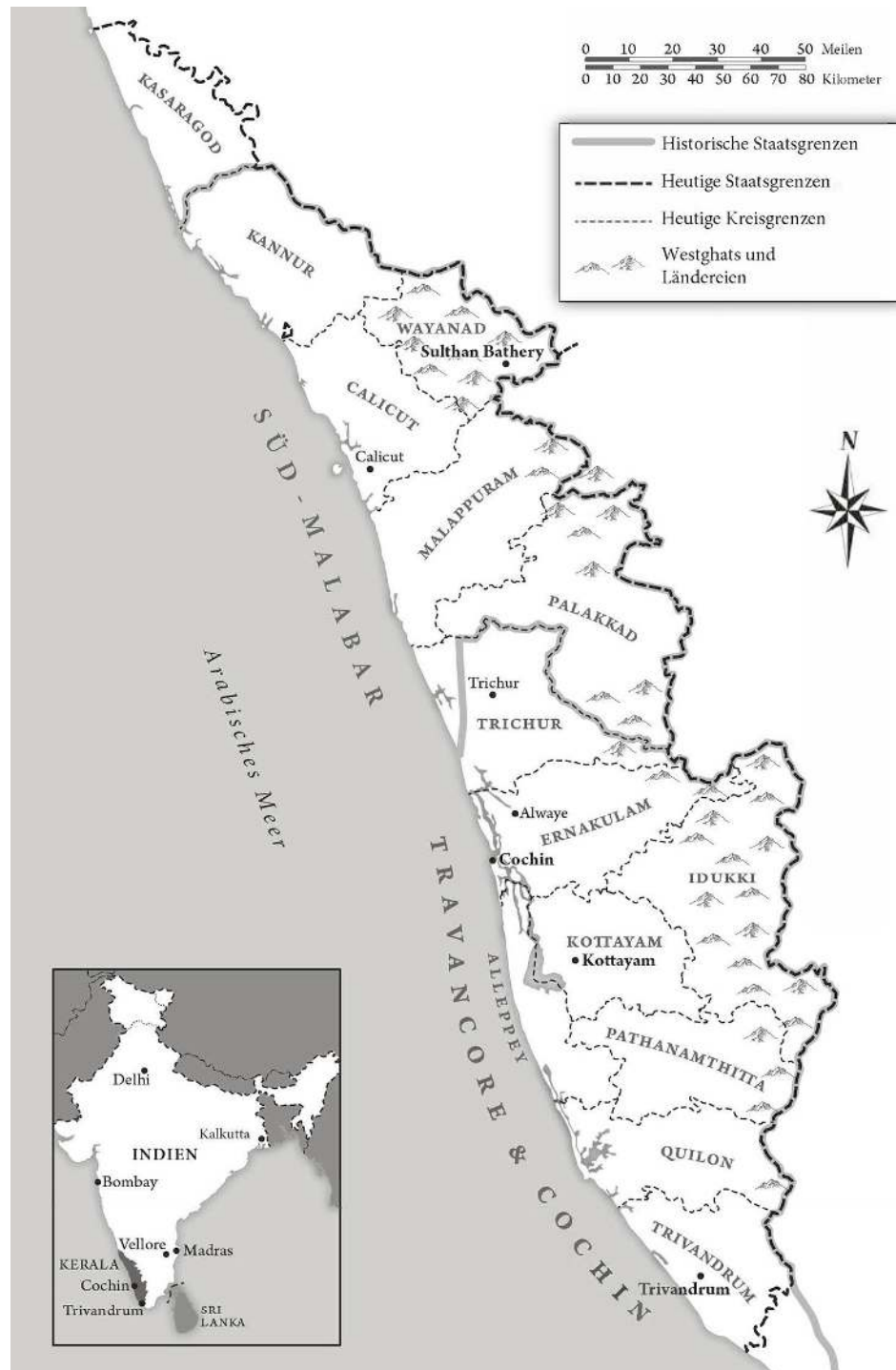
– 1. Mose 2,10

Nicht Hammerschläge, sondern Tanz des Wassers
singt die Kiesel zur Vollendung.

– Rabindranath Tagore

Die Träumenden von Madras

Karte



I. Teil

1. Kapitel

Alle Tage

1900, Travancore, Südindien

Sie ist zwölf Jahre alt, und am Morgen wird sie verheiratet. Mutter und Tochter liegen auf der Matte, die nassen Wangen fest aneinander.

»Der traurigste Tag im Leben eines Mädchens ist ihr Hochzeitstag«, sagt ihre Mutter. »Danach wird es, so Gott will, besser.«

Bald hört sie, wie das Schniefen ihrer Mutter zu regelmäßigem Atmen wird, dann zu ganz leisem Schnarchen, das die verstreuten Nachtgeräusche von den Holzwänden, welche die Hitze des Tages abgeben, bis hin zum Scharren des Hundes auf dem sandigen Hof für das Mädchen in eine Ordnung bringt.

Ein Wechselkuckuck schreit: *Kezhekketha? Kezhekketha? Wo ist Osten? Wo ist Osten?* Sie stellt sich vor, wie der Vogel auf die Lichtung hinabschaut, in der das rechteckige Strohdach auf ihrem Haus hockt. Er sieht die Lagune davor und den Bach und das Reisfeld dahinter. Das Geschrei des Vogels kann Stunden dauern, ihnen den Schlaf rauben ... doch da bricht es abrupt ab, als hätte sich eine Kobra an ihn herangeschlichen. In der darauffolgenden Stille singt der Bach kein Schlaflied, er grollt nur über die glatt geschliffenen Kiesel.

Sie erwacht schon vor Morgengrauen; ihre Mutter schläft noch. Durchs Fenster schimmert das Wasser im Reisfeld wie Blattsilber. Vorn auf der Veranda steht der ornamentreiche *chary kasera*, also der Liegestuhl ihres

Vaters, leer und verloren da. Sie hebt das Schreibbrett an, das quer über den langen Holzarmen liegt, und setzt sich. In dem Korbgeflecht spürt sie den geisterhaften Abdruck ihres Vaters bewahrt.

Am Ufer der Lagune wachsen schräg vier Kokospalmen, sie streifen das Wasser, als wollten sie sich noch in ihrem Spiegelbild putzen, bevor sie sich himmelwärts aufrichten. *Leb wohl, Lagune, leb wohl, Bach.*

»*Molay?*«, hatte der einzige Bruder ihres Vaters am Tag davor zu ihrer Überraschung gesagt. Zuletzt hatte er sie nicht mehr mit dem Kosewort *molay* – Tochter – angeredet. »Wir haben eine gute Partie für dich gefunden!« Sein Ton war ölig, als wäre sie vier und nicht zwölf. »Dein Bräutigam schätzt es, dass du aus einer guten Familie stammst, die Tochter eines Priesters bist.« Sie wusste, dass ihr Onkel schon seit einer Weile die Absicht hatte, sie zu verheiraten, dennoch fand sie, dass er es mit dem Arrangement dieser Partie zu eilig hatte. Doch was konnte sie sagen? Derlei Dinge wurden von den Erwachsenen entschieden. Die Hilflosigkeit auf dem Gesicht ihrer Mutter machte sie verlegen. Sie empfand Mitleid mit ihr, wo sie sie doch so sehr respektieren wollte. Als sie dann allein waren, sagte ihre Mutter: »*Molay*, das ist jetzt nicht mehr unser Haus. Dein Onkel ...« Sie sagte es flehentlich, als hätte ihre Tochter protestiert. Ihre Worte verloren sich, sie warf nervöse Blicke umher. Die Eidechsen an den Wänden bargen Geschichten. »Wie anders als hier kann das Leben dort schon sein? Du wirst Weihnachten feiern, zur Bußzeit fasten ... sonntags in die Kirche. Die gleiche Eucharistie, die gleichen Kokospalmen und Kaffeesträucher. Es ist eine gute Partie ... er ist gut bemittelt.«

Warum wollte ein gut bemittelter Mann ein schlecht bemitteltes Mädchen heiraten, eines ohne Mitgift? Was halten sie vor ihr geheim? Was fehlt *ihm*? Erstens Jugend – er ist vierzig. Er hat schon ein Kind. Einige Tage davor, der Heiratsvermittler war gerade gegangen, hörte sie mit an, wie ihr Onkel ihre Mutter schalt: »Seine Tante ist ertrunken, na wenn schon? Ist das dasselbe wie Wahnsinn, der in der Familie liegt? Wer hat schon gehört, dass Ertrinken in der Familie liegt? Andere sind immer

neidisch auf eine gute Partie und finden immer eine Sache, die sie aufbauschen können.«

Sie streicht über die glatt polierten Armlehnen des Stuhls, auf dem sie sitzt, und denkt kurz an die Unterarme ihres Vaters; wie die meisten Malayali-Männer war er ein liebenswerter Bär gewesen, Haare auf Armen, Brust und sogar dem Rücken, daher berührte man die Haut immer nur durch weiches Fell. Auf seinem Schoß, auf diesem Stuhl, lernte sie ihre Schriftzeichen. War sie in der Kirchenschule gut, sagte er: »Du hast einen guten Kopf. Noch wichtiger aber ist Neugier. Du gehst mal auf die Highschool. Und aufs College! Warum denn nicht? Ich lasse dich nicht jung wie deine Mutter heiraten.«

Der Bischof hatte ihren Vater an eine schwierige Kirche in der Nähe von Mundakayam versetzt, die keinen festen *achen* hatte, weil die mohammedanischen Händler Unfrieden gestiftet hatten. Es war kein Ort für eine Familie, wo der Morgennebel noch um Mittag an den Knien nagte und zum Abend bis ans Kinn gestiegen war und wo die Feuchtigkeit einem pfeifenden Atem, Rheuma und Fieber brachte. Kein Jahr später kehrte er von seiner Stellung mit Frostschauern zurück, dass ihm die Zähne klapperten, seine Haut war heiß, sein Urin schwarz. Noch bevor sie Hilfe holen konnten, hob sich seine Brust nicht mehr. Als ihre Mutter ihm einen Spiegel an den Mund hielt, beschlug er nicht. Der Atem ihres Vaters war nur noch Luft.

Das war der traurigste Tag ihres Lebens. Wie konnte da die Hochzeit schlimmer sein?

Ein letztes Mal erhebt sie sich von dem Korbsitz. Der Stuhl ihres Vaters und sein Teakbett drinnen sind ihr wie Heiligenreliquien, sie bewahren sein Wesen. Könnte sie sie doch nur in ihr neues Zuhause mitnehmen.

Das Haus erwacht.

Sie wischt sich die Augen, reckt die Schultern, hebt das Kinn, hebt es zu dem, was immer der Tag ihr bringen mag, zur Grausamkeit des Abschieds von ihrem Zuhause, das schon nicht mehr ihr Zuhause ist. Chaos und Schmerz in Gottes Welt sind unergründliche Mysterien, doch die Bibel

zeigt ihr, dass darunter eine Ordnung liegt. Wie ihr Vater sagen würde:
»Glauben heißt wissen, dass das Muster da ist, auch wenn keines sichtbar ist.«

»Das wird schon, Appa«, sagt sie und stellt sich seinen Kummer vor.
Wäre er noch am Leben, dann würde sie heute nicht heiraten.

Sie stellt sich seine Antwort vor. *Die Sorgen des Vaters enden mit einem guten Ehemann. Ich bete, dass er einer ist. Eines aber weiß ich: Derselbe Gott, der hier über dich gewacht hat, wird auch dort bei dir sein, molay. Das verspricht er uns im Evangelium. »Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.«*

2. Kapitel

Zu Lieben und zu Ehren

1900, Travancore, Südindien

Die Reise zur Kirche des Bräutigams dauert fast einen halben Tag. Der Bootsführer steuert sie durch ein Labyrinth ihr unvertrauter Kanäle, über denen feuerroter Hibiskus hängt, die Häuser so dicht am Ufer, dass sie die kauernde Frau berühren könnte, die dort Reis in einem flachen Korb mit leichten Stößen worfelt. Sie hört, wie ein Junge einem blinden Alten aus der Zeitung *Manorama* vorliest und dieser sich am Kopf kratzt, als schmerzten ihn die Nachrichten. Haus um Haus, ein jedes ein kleines Universum, manche mit Kindern ihres Alters, die ihnen nachschauen. »Wohin fährst du?«, fragt ein nacktbrüstiger Wichtigtuer durch schwarze Zähne und hält den schwarzen Zeigefinger – seine Zahnbürste –, mit Kohlepulver bedeckt, starr in der Luft. Der Bootsführer funkelt ihn böse an.

Auf die Kanäle folgt ein Teppich aus Lotus und Lilien, der so dick ist, dass sie darauf gehen könnte. Die Blüten sind geöffnet, als wünschten sie ihr Gutes. Auf einen Impuls hin pflückt sie eine, indem sie den tief unten feststehenden Stiel packt. Mit einem Spritzer löst er sich, ein pinkfarbener Edelstein, ein Wunder, dass etwas so Schönes aus so trübem Wasser kommen kann. Ihr Onkel schaut eindringlich auf ihre Mutter, die nichts sagt, obwohl sie besorgt ist, dass ihre Tochter ihre weiße Bluse und das *mundu* oder *kayani* mit mattgoldenen Besatz beschmutzt. Ein fruchtiger Duft erfüllt das Boot. Sie zählt vierundzwanzig Blütenblätter. Durch den

Lotusteppich hindurch gelangen sie auf einen See, so groß, dass das andere Ufer nicht mehr zu sehen ist, das Wasser ruhig und glatt. Sie fragt sich, ob so wohl der Ozean aussieht. Fast hat sie vergessen, dass sie bald heiratet. An einem betriebsamen Steg steigen sie in ein riesiges Kanu um, das ein schmaler, muskulöser Mann stakt, die Enden hochgebogen wie getrocknete Bohnenschoten. In der Mitte stehen zwei Dutzend Passagiere, Schirme gegen die Sonne gerichtet. Ihr wird bewusst, dass sie so weit wegfährt, dass ein Besuch zu Hause nicht leicht sein wird.

Der See verengt sich unmerklich zu einem breiten Fluss. Das Boot gerät in die Strömung und nimmt Fahrt auf. Endlich hält in der Ferne, auf einem Hügel, ein massives Steinkreuz Wache über eine kleine Kirche, seine Arme werfen ihren Schatten über den Fluss. Es ist eine der siebeneinhalb Kirchen, die der Apostel Thomas nach seiner Ankunft hier gegründet hat. Wie jedes Sonntagsschulkind kann sie ihre Namen herunterrasseln: Kodungallur, Paravur, Niranam, Palayoor, Nilackal, Kokkamangalam, Kollam und die winzige Halbkirche in Thiruvithamcode, aber dieser Anblick, ihr erster Blick darauf, raubt ihr den Atem.

Im Hof läuft der Heiratsvermittler aus Ranni hin und her. Feuchte Flecken auf den Achselhöhlen seiner *juba* verbinden sich auf seiner Brust. »Der Bräutigam müsste schon längst da sein«, sagt er. Die Haarsträhnen, die er quer über dem Schädel liegen hat, sind ihm übers Ohr gefallen wie die Federn eines Papageis. Er schluckt nervös, und in seinem Hals steigt ein Stein auf und nieder. Im Erdreich seines Dorfs wachsen bekanntermaßen der beste Reis und ebendiese Kröpfe.

Der Bräutigam hat lediglich seine Schwester mitgebracht, Thankamma. Diese stämmige, freundliche Frau nimmt die winzigen Hände ihrer künftigen Schwägerin in beide Hände und drückt sie liebevoll. »Er kommt gleich«, sagt sie. Der *achen* legt sich die zeremonielle Stola übers Gewand und zieht den bestickten Gürtel fest. Er streckt die Hand aus, Teller aufwärts gerichtet, womit er wortlos fragt: *Na?* Niemand antwortet.

Die Braut zittert, trotz der Schwüle. Sie ist es nicht gewohnt, *chatta* und *mundu* zu tragen. Von nun an kein langer Rock mehr, keine bunte Bluse.

Sie wird wie ihre Mutter und ihre Tante nur noch diese Uniform der verheirateten Frauen in der Christenwelt von St. Thomas tragen, die einzige Farbe Weiß. Das *mundu* gleicht dem eines Mannes, ist aber aufwändiger gebunden, das lose Ende plissiert und dreimal gefaltet und dann hinten in eine Art Fächer gesteckt, um die Form des Gesäßes zu verhüllen. Verhüllung ist auch der Zweck der formlosen, kurzärmeligen Bluse mit V-Ausschnitt, der weißen *chatta*.

Aus den hohen Fenstern fällt Licht herein, wirft schräge Schatten. Das Räucherwerk kitzelt sie im Hals. Wie in ihrer Kirche gibt es auch hier keine Bänke, nur einen groben Coirteppich auf rotem Oxidboden, aber nur vorn. Ihr Onkel hustet. Das Geräusch hallt in dem leeren Raum.

Sie hatte gehofft, ihre Cousine ersten Grades – zugleich ihre beste Freundin – würde zur Hochzeit kommen. Die hatte im Jahr davor geheiratet, ebenfalls mit zwölf, einen zwölfjährigen Bräutigam aus einer guten Familie. Bei der Hochzeit hatte der junge Bräutigam völlig teilnahmslos gewirkt, sich mehr für den Inhalt seiner Nase interessiert als für die Zeremonie; der *achen* hatte die *kurbana* unterbrochen und ihn angezischt: »Hör auf zu bohren! Da gibt's kein Gold!« Ihre Cousine hatte geschrieben, sie schlafe in ihrem neuen Zuhause bei den anderen Mädchen der Großfamilie, spiele mit ihnen und sei froh, mit ihrem lästigen Ehemann nichts zu tun zu haben. Ihre Mutter hatte, nachdem sie den Brief gelesen hatte, wissend gesagt: »Na, eines Tages wird sich das ändern.« Die Braut fragt sich, ob das inzwischen geschehen ist und was es bedeutet.

In die Luft kommt Bewegung. Ihre Mutter drückt sie nach vorn, tritt dann beiseite.

Neben ihr taucht der Bräutigam auf, und sogleich beginnt der *achen* mit dem Gottesdienst – *hat er in seinem Stall eine Kuh, die bald kalbt?* Sie blickt stur geradeaus.

In der verschmierten Brille des *achen* erblickt sie eine Spiegelung: eine große, vom Licht im Eingang konturierte Gestalt, neben ihr ein kleine – sie selbst.

Wie es wohl ist, vierzig Jahre alt zu sein? Er ist älter als ihre Mutter. Ihr kommt ein Gedanke: Wenn er verwitwet ist, warum heiratet er dann sie und nicht ihre Mutter? Doch sie kennt den Grund: Die Stellung einer Witwe ist nur wenig besser als die einer Aussätzigen.

Auf einmal stockt der Singsang des *achen*, weil ihr künftiger Ehemann sich zu ihr gewandt hat, um sie zu mustern, wobei er dem Priester – unwillentlich – den Rücken zudreht. Er schaut ihr ins Gesicht, schnauft dabei wie einer, der eine lange Strecke schnell gegangen ist. Sie wagt nicht aufzublicken, doch sie erhascht seinen erdigen Geruch. Sie kann ihr Zittern nicht beherrschen. Sie schließt die Augen.

»Aber das ist ja noch ein Kind!«, hört sie ihn rufen.

Als sie die Augen öffnet, sieht sie, wie ihr Großonkel eine Hand hebt, um den forteilenden Bräutigam aufzuhalten, doch sie wird ihm wie eine Ameise von einer Schlafmatte weggefedt.

Thankamma läuft dem fliehenden Bräutigam nach, ihr Bauchfettpolster schwingt trotz des Drucks ihrer Hände hin und her. Sie holt ihn bei einem Laststein ein – einer waagerechten Steinplatte auf Schulterhöhe, die auf zwei senkrechten, im Boden verankerten Steinsäulen ruht, ein Ort, wo Reisende eine Kopflast abstellen und verschnaufen können. Thankamma drückt ihrem Bruder mit beiden Händen gegen die massige Brust, versucht, ihn aufzuhalten, wobei sie vor ihm rückwärtsgeht. »*Monay*«, sagt sie, denn er ist viel jünger, eher wie ihr Sohn denn ihr Bruder. »*Monay*«, keucht sie. Was da geschieht, ist ernst, aber es ist auch komisch, wie ihr Bruder sie vor sich her schiebt, als wäre er ein Pflüger und sie der Pflug, sodass sie unwillkürlich lachen muss.

»Sieh mich an!«, befiehlt sie grinsend. Wie oft hat sie dieses bekümmerte Gesicht gesehen, sogar, als er noch ein kleines Kind war? Er war erst vier, als seine Mutter starb und Thankamma deren Rolle übernahm. Ihm vorzusingen und ihn zu halten half, die Runzeln auf seiner Stirn zu glätten. Viel später, als ihr ältester Bruder ihn um Haus und Besitz betrog, was doch ihm gehören sollte, trat nur Thankamma für ihn ein.

Er geht langsamer. Sie kennt ihn gut, diesen Schweiger. Würde Gott ihm auf wundersame Weise den Kiefer aufsperrn, was würde er sagen?

»*Chechi, als ich neben diesem zitternden Straßenkind stand, dachte ich: ›Das soll ich heiraten?‹ Hast du gesehen, wie sein Kinn bebt? Ich habe schon ein Kind zu Hause, um das ich mich kümmern muss. Noch eins brauche ich nicht.*«

»*Monay, das verstehe ich*«, sagt sie, als hätte er es ausgesprochen. »Ich weiß, wie das aussieht. Aber vergiss nicht, deine Mutter und deine Großmutter haben geheiratet, als sie erst neun waren. Ja, sie waren Kinder, und sie wurden als Kinder in einem anderen Haus aufgezogen, bis sie keine mehr waren. Führt das nicht zu den passendsten und besten Ehen? Doch vergiss das alles und denk einen Augenblick an dieses arme Mädchen. An ihrem Hochzeitstag vor dem Altar stehen gelassen? *Ayo*, welche Schande! Wer soll sie denn danach noch heiraten?«

Er geht weiter. »Sie ist ein gutes Mädchen«, sagt Thankamma. »So eine gute Familie! Dein kleiner JoJo braucht jemand, der sich um ihn kümmert. Sie wird ihm das sein, was ich für dich war, als du klein warst. Lass sie bei dir aufwachsen. Sie braucht Parambil genauso wie Parambil sie.«

Sie stolpert. Er hält sie, und sie lacht. »Sogar Elefanten haben Mühe, rückwärtszugehen!« Nur sie kann die schwache Asymmetrie auf seinem Gesicht als Lächeln deuten. »Das Mädchen habe *ich* dir ausgesucht, *monay*. Schreib das nicht zu sehr diesem Makler zu. *Ich* bin zu der Mutter hin, *ich* habe das Mädchen gesehen, wobei sie das gar nicht wusste. Habe ich nicht auch beim ersten Mal gut gewählt? Deine selige erste Frau, Gott schenke ihr Ruhe, gibt ihre Billigung. Also vertrau deiner *chechi* noch einmal.«

Der Heiratsvermittler bespricht sich mit dem *achen*, der murmelt: »Was soll das denn?«

Der Herr ist mein Fels, meine Festung und mein Erlöser. Ihr Vater hatte die junge Braut gelehrt, das zu sagen, wenn sie sich fürchtete. *Mein Fels und meine Festung.* Der Altar verströmt eine mysteriöse Energie, die sie nun einhüllt wie ein Chorhemd und ihr tiefen Frieden bringt. Diese Kirche ist

von einem der zwölf geweiht; er hat auf dem Boden gestanden, wo sie jetzt steht, derjenige Apostel, der Christi Wunden *berührt* hat. Sie spürt ein Einvernehmen jenseits aller Vorstellung, eine Stimme, die ohne Laut und Regung spricht. Sie sagt: *Ich bin stets bei dir.*

Dann treten des Bräutigams nackte Füße wieder neben sie. *Wie lieblich sind die Füße derer, die den Frieden verkündigen.* Die hier aber sind scheußlich, schwielig und immun gegen Dornen, imstande, einen modrigen Stumpf umzutreten und geübt darin, Ritzen im Stamm einer Palme zu entdecken, um daran hochzuklettern. Seine Füße verlagern sich; sie wissen, sie werden taxiert. Sie kann nicht anders: Sie schaut zu ihm hinauf. Seine Nase ist scharf wie eine Axt, die Lippen voll, das Kinn gereckt. Die Haare pechschwarz, kein Grau darin, was sie überrascht. Er ist viel dunkler als sie, aber hübsch. Sie staunt über den intensiven Blick, mit dem er den Priester fixiert: Es ist der eines Mungos, der auf den Angriff der Schlange wartet, um ihm sogleich auszuweichen, herumzuschellen und sie im Genick zu packen.

Der Gottesdienst ist offenbar schneller aus, als ihr bewusst war, denn schon hilft ihre Mutter dem Bräutigam dabei, ihren Kopf zu entblößen. Er tritt hinter sie. Er legt ihr die Hände auf die Schultern und bindet ihr das kleine goldene *minnu* um den Hals. Seine Finger auf ihrer Haut sind heiß wie Kohlen.

Der Bräutigam setzt sein grobes Zeichen ins Kirchenbuch, dann reicht er ihr den Federhalter weiter. Sie trägt ihren Namen sowie Tag, Monat und Jahr ein, 1900. Als sie aufblickt, verlässt er gerade die Kirche. Der Priester schaut ihm nach und sagt: »Was? Er hat den Reis auf dem Feuer stehen lassen?«

Ihr Mann ist nicht am Steg, wo ein Boot ungeduldig an seinem Liegeplatz wippt und zerrt.

»Seit dein Mann ein kleiner Junge war«, sagt ihre neue Schwägerin, »hat er sich lieber von seinen Füßen tragen lassen. Ich aber nicht! Warum gehen, wenn ich fahren kann?« Thankammas Lachen reizt alle, darin einzufallen. Nun aber müssen sich Mutter und Tochter dort am Ufer

trennen. Sie klammern sich aneinander – wer weiß, wann sie sich wiedersehen? Sie hat nun einen neuen Hausnamen, ein neues, noch ungesehenes Zuhause, dem sie nun angehört. Das alte muss sie aufgeben.

Auch Thankammas Augen sind feucht. »Sorge dich nicht«, sagt sie zu der verzweifelten Mutter. »Ich nehme mich ihrer an, als wäre sie mein Eigen. Ich bleibe noch zwei, drei Wochen in Parambil. Bis dahin wird sie ihren Haushalt besser kennen als ihre Psalmen. Danke mir nicht. Meine Kinder sind alle erwachsen. Ich bleibe lange genug, dass mein Mann mich vermisst!«

Mit wackeligen Beinen löst sich die junge Braut von ihrer Mutter. Sie könnte zu Boden fallen, doch Thankamma schwingt sie wie ein Baby auf die Hüfte und steigt dann in das wartende Boot. Instinktiv schlingt sie die Beine um Thankammas kräftige Hüfte und presst ihre Wange an die fleischige Schulter. Von dort oben blickt sie zurück auf die verlorene Gestalt, die auf dem Steg winkt, so klein vor dem riesigen Steinkreuz hinter ihr.

Das Zuhause der jungen Braut und ihres verwitweten Bräutigams liegt in Travancore an der Südspitze Indiens, eingezwängt zwischen dem Arabischen Meer und den Westghats – dem langen Gebirgszug, der parallel zur Küste verläuft. Das Land ist geprägt vom Wasser, und seine Bewohner sind durch eine gemeinsame Sprache vereint: Malayalam. Wo das Meer auf weißen Strand trifft, schiebt es Finger ins Land, um sich mit den Flüssen zu vereinen, die sich die grün bedachten Hänge der Ghats hinabwinden. Es ist die Phantasiewelt eines Kindes aus Bächen und Kanälen, ein Gitterwerk aus Seen und Lagunen, ein Labyrinth aus Altwassern und flaschengrünen Lotusteichen: ein riesiger Kreislauf, denn wie ihr Vater immer sagte, alles Wasser ist verbunden. Es brachte ein Volk hervor – die Malayali –, so beweglich wie das flüssige Medium um sie herum, die Gesten fließend, ebenso die Haare, stets bereit, sich vor Lachen auszuschütten, wenn sie von diesen zu jenen Verwandten fahren, wie Blutkörperchen in einem Gefäßsystem pulsieren und schweifen, angetrieben vom großen schlagenden Herzen des Monsuns.

In diesem Land sind Kokos- und Palmyrapalmen so reichlich, dass ihre gerüshten Silhouetten des Nachts noch auf den Innenseiten geschlossener Lider schwingen und schimmern. Träume, die von Gutem künden, brauchen grüne Wedel und Wasser, fehlen sie, muss es ein Albtraum sein. Wenn Malayalis »Land« sagen, meinen sie damit auch Wasser, denn es ist ebenso sinnlos, die beiden zu trennen, wie die Nase vom Mund. Auf Skiffs, Kanus, Kähnen und Fähren fahren die Malayalis und ihre Waren durch ganz Travancore, Cochin und Malabar, und das so schnell, wie die im Binnenland es sich nicht vorstellen können. Mangels ordentlicher Straßen, regelmäßigen Busverkehrs und Brücken ist die Landstraße das Wasser.

Zu der Zeit unserer jungen Braut stehen die Königsfamilien von Travancore und Cochin, deren Dynastien bis ins Mittelalter reichen, als »Fürstenstaaten« unter britischer Herrschaft. Über fünfhundert Fürstenstaaten sind unter dem britischen Joch – die Hälfte der indischen Landmasse –, die meisten jedoch klein und unbedeutend. Die Maharadschas der größeren, der »Salutstaaten« – Hyderabad, Mysore und Travancore –, haben Anspruch auf einen Kanonensalut von neun bis einundzwanzig Schüssen, wobei deren Zahl in den Augen der Briten die Bedeutung des Maharadschas anzeigt (und häufig auch der Anzahl der Rolls-Royce in der fürstlichen Garage entspricht). Als Gegenleistung für Paläste, Automobile, Status und die Erlaubnis, halbautonom zu regieren, führen die Maharadschas ein Zehntel der Steuern, die sie von ihren Untertanen eintreiben, an die Briten ab.

Unsere Braut hat in ihrem Dorf im Fürstenstaat Travancore noch nie einen britischen Soldaten oder Beamten gesehen; in den »Präsidentschaften« Madras oder Bombay dagegen – Territorien, die von den Briten direkt verwaltet wurden und daher von ihnen wimmelten – ist das ganz anders. Dereinst werden sich die Malayalam sprechenden Regionen Travancore, Cochin und Malabar zu dem Staat Kerala vereinen, einem fischförmigen Küstenterritorium an der Spitze Indiens, dessen Kopf nach Ceylon (dem heutigen Sri Lanka) und der Schwanz nach Goa zeigt,

die Augen dagegen sehnsüchtig über den Ozean nach Dubai, Abu Dhabi, Kuwait und Riad blicken.

Stößt man an einer beliebigen Stelle in Kerala einen Spaten in die Erde, quillt rostrotes Wasser auf wie Blut unterm Skalpell, ein reichhaltiges Lateritelixir, das jedes Lebewesen nährt. Die Behauptung, in dieser Erde wüchsen abgetriebene, aber lebensfähige Feten zu wilden Menschen heran, kann man getrost verwerfen, doch steht außer Frage, dass hier Gewürze in einer Fülle wie nirgendwo sonst auf der Welt gedeihen. Schon Jahrhunderte vor Christus fingen Seeleute die Südwestwinde in den Trapezsegeln ihrer Daus, um zu der »Gewürzküste« zu fahren und Pfeffer, Nelken und Zimt zu kaufen. Kehrt sich die Passatwinde um, führen sie zurück nach Palästina und verkauften die Gewürze für ein kleines Vermögen an Händler aus Genua und Venedig.

Die Gier nach Gewürzen fegte über Europa ebenso hinweg wie die Syphilis oder die Pest, und mittels derselben Träger: Matrosen und Schiffe. Diese Ansteckung jedoch war gesund: Gewürze verlängerten das Leben der Nahrung sowie derjenigen, die sie verzehrten. Es gab noch weitere Vorteile. In Birmingham fand ein Priester, der Zimt kaute, um seinen weinhaltigen Atem zu überdecken, dass er für die weiblichen Gemeindemitglieder unwiderstehlich war, und verfasste anonym die beliebte Flugschrift *Newe Sauces Swete and Sharp: A Merrie Gallimaufry of Couplings Uncouthe and Pleasant for Man and his Wyf* [*Neue Soßen, süß und scharf: Ein fröhlich Gemisch von unfeinen und freudigen Paarungen für Mann und sin Fru*]. Apotheker priesen die Wunderheilung von Wassersucht, Gicht und Hexenschuss durch Trünke mit Kurkuma, Kokum und Pfeffer. Ein Marseiller Arzt fand heraus, dass ein kleiner, schlaffer Penis, mit Ingwer eingerieben, beide Zustände in ihr Gegenteil verkehrte und der Partnerin »solche Freuden bereitet, dass sie sich weigert, ihn von sich zu lassen«. Eigenartigerweise ist es westlichen Köchen nie in den Sinn gekommen, Pfefferkörner, Fenchelsamen, Kardamom, Nelken und Zimt zu rösten und zu mahlen und diese Mischung sodann mit Senfsamen,

Knoblauch, Zwiebeln und Öl zu einem *masala* zu verrühren, der Grundlage eines jeden Currygerichts.

Als Gewürze in Europa die Preise kostbarer Juwelen erzielten, hielten die arabischen Seeleute, die sie aus Indien holten, ihre Quelle natürlich über Jahrhunderte geheim. Um 1400 unternahmen die Portugiesen (und später die Holländer, die Franzosen und die Engländer) Expeditionen auf der Suche nach dem Land, wo diese unbezahlbaren Gewürze wuchsen; diese Suchenden waren wie geile Jugendliche, die eine lose Frau gewittert hatten. Wo war sie? Im Osten, immer irgendwo im Osten.

Doch Vasco da Gama fuhr von Portugal nicht nach Osten, sondern nach Westen. Er segelte die westafrikanische Küste entlang, umrundete das Kap der Guten Hoffnung und fuhr auf der anderen Seite wieder nordwärts. Irgendwo im Indischen Ozean nahm da Gama einen arabischen Lotsen gefangen und folterte ihn, bis der ihn an die Gewürzküste führte, dem heutigen Kerala, wo sie nahe der Stadt Calicut landeten; es war die längste Seereise, die jemals unternommen worden war.

Der Zamorin von Calicut war von da Gama und seinem Monarchen, der als Tribut Meereskorallen und Messing schickte, wenig beeindruckt, waren die Geschenke des Zamorin doch Rubine, Smaragde und Seide. Da Gamas erklärte Absicht, den Heiden die Liebe Christi zu bringen, fand er lächerlich. Wusste dieser Idiot denn nicht, dass schon vierzehnhundert Jahre vor seiner Ankunft in Indien, sogar noch vor der des heiligen Petrus in Rom, ein anderer der zwölf Jünger – Thomas – nur ein kleines Stück weiter an der Küste auf einer arabischen Handelsdhau gelandet war?

Der Legende nach traf Thomas im Jahr 52 n. Chr. ein, nahe dem heutigen Cochin. Dort begegnete er einem Jungen, der vom Tempel zurückkehrte. »Erhört dein Gott deine Gebete?«, fragte er. Der Junge sagte, das tue sein Gott gewiss. Da warf Thomas Wasser in die Luft; die Tröpfchen blieben in der Luft schweben. »Kann dein Gott das auch?« Durch solche Demonstrationen, waren sie nun Zauberei oder Wunder, bekehrte er einige brahmanische Familien zum Christentum; später wurde er in Madras zu Tode gemartert. Jene ersten Konvertiten – die Thomaschristen – blieben ihrem Glauben treu und heirateten nicht

außerhalb ihrer Gemeinde. Im Lauf der Zeit wuchsen sie an, stets verbunden durch ihre Bräuche und Kirchen.

Fast zweitausend Jahre später haben zwei Nachfahren jener ersten indischen Konvertiten, eine zwölfjährige Braut und ein Witwer mittleren Alters, geheiratet.

»Passiert ist passiert«, wird unsere junge Braut sagen, als sie Großmutter wird und ihre Enkelin – und Namensvetterin – sie um eine Geschichte über ihre Ahnen bittet. Das kleine Mädchen hat gerüchteweise gehört, dass ihre Abstammung randvoll mit Geheimnissen ist und dass unter ihren Vorfahren Sklavenhalter, Mörder und ein verstoßener Bischof waren. »Kind, die Vergangenheit ist vergangen, und außerdem ist sie jedes Mal, wenn ich mich ihrer erinnere, anders. Ich werde dir von der Zukunft erzählen, derjenigen, die *du* einmal haben wirst.« Doch das Kind beharrt darauf.

Wo sollte die Geschichte beginnen? Mit dem »ungläubigen« Thomas, der unbedingt Christi Wunden sehen wollte, bevor er es glaubte? Mit anderen Glaubensmärtyrern? Wonach das Kind schreit, ist die Geschichte ihrer Familie, des Hauses des Witwers, in das ihre Großmutter eingeheiratet hat, eines landumschlossenen Gebäudes in einem Land des Wassers, eines Hauses voller Mysterien. Doch solche Erinnerungen sind aus Spinnfäden gewoben; die Zeit frisst Löcher in den Stoff, die sie dann mit Mythen und Fabeln stopfen muss.

Einiger Dinge ist sich die Großmutter gewiss: Eine Geschichte, die sich dem Zuhörer einprägt, erzählt die Wahrheit über das Leben der Welt, weswegen sie zwangsläufig von Familien handelt, von ihren Siegen und Wunden und ihren Verschiedenen, auch von den Geistern, die geblieben sind; sie muss Unterweisungen enthalten, wie man in Gottes Reich lebt, wo die Freude einem nie Leid erspart. Eine gute Geschichte geht über das hinaus, was ein nachsichtiger Gott gern tut: Sie versöhnt Familien und entbindet sie von Geheimnissen, deren Bande stärker sind als Blut. Doch indem sie gewahrt wie auch enthüllt werden, können Geheimnisse eine Familie auseinanderreißen.

3. Kapitel

Unerwähntes

1900, Parambil

Die neue Braut träumt, sie plantsche mit ihren Cousins in der Lagune, hangle sich auf das schmale Skiff, lasse es absichtlich kentern, klettere erneut darauf, ihr Gelächter schalle von den Ufern zurück.

Verwirrt erwacht sie.

Ein schnarchender Hügel neben ihr hebt und senkt sich. Thankamma. Ja. Ihre erste Nacht in Parambil. Der Name scharrt ihr befremdlich über die Zunge wie die Kante eines abgeschlagenen Zahns. Von nebenan, dem Zimmer ihres Mannes, hört sie nichts. Thankammas Körper verbirgt einen kleinen Jungen – sie sieht lediglich das schimmernde Haargewirr auf seinem Kopf und eine aufgedrehte Hand direkt dahinter.

Sie horcht. Etwas fehlt. Das Fehlen ist verstörend. Da kommt es ihr: Sie hört kein Wasser. Sie vermisst seine murmelnde, beruhigende Stimme, daher hat sie es im Traum selbst erzeugt.

Gestern hat das *vallum*, ein an den Seiten mit Planken bewehrter Einbaum, sie und Thankamma an einem kleinen Steg abgesetzt. Sie durchquerten ein langes Feld mit lauter turmhohen Kokospalmen voller Früchte. Vier Kühe grasten, jede an einem langen Strick. Sie liefen durch Reihen um Reihen Bananenstauden, deren schlaffe Blätter sich aneinanderschmiegen und rieben. Sie hingen voller Büschel roter Bananen. Die Luft war vom Parfum eines *chempaka*-Baums erfüllt. Drei abgetretene, glattgeschliffene Trittsteine führten durch einen flachen

Bach, der sich weiter oben zu einem Teich verbreiterte, dessen Ufer mit Pandanussträuchern und kleinen, mit orangefarbenen Kokosnüssen beladenen *chentengu*-Palmen überwuchert waren. Am Teichufer war ein Waschstein; Thankamma sagte, an der Stelle solle sie dann baden. Das Gurgeln des Bachs war vielversprechend. Als sie am Steg angelangt waren, hatte sie nach dem Haus Ausschau gehalten, doch es war nicht am Fluss, also musste es ja an dem Bach sein ... doch sie sah nichts. »Dieses Land, über zweihundert Hektar«, sagte Thankamma stolz und zeigte nach links und rechts, »das alles ist Parambil. Das meiste ist wild, hügelig, nicht gerodet. Von dem grob gerodeten Abschnitt ist nur ein Teil kultiviert. Bevor dein Mann es gezähmt hat, war alles Dschungel, *molay*.«

Zweihundert Hektar. Was bis gestern ihr Zuhause gewesen war, lag gerade mal auf einem.

Sie waren weiter auf einem von Tapioka gesäumten Pfad gegangen. Endlich sah sie das Haus, hoch oben auf einer Anhöhe zeichnete es sich vor dem Licht ab. Sie starrte auf das, was für ihr restliches Leben ihr Zuhause sein würde. Der Dachfirst hing wie üblich in der Mitte durch, schwang sich zu den Enden hin auf; die tiefen, überhängenden Dachvorsprünge sperrten die Sonne aus und beschatteten die Veranda ... sie aber konnte nur denken: *Warum dort oben? Warum nicht am Bach? Oder am Fluss, der Besuch, Neuigkeiten und alle guten Dinge bringt?*

Nun liegt sie auf dem Rücken und schaut sich im Zimmer um: die geölten, polierten Wände sind nicht aus wildem Jackwood, sondern aus Teak, und oben gibt es kruzifixförmige Öffnungen, durch welche die warme Luft entweichen kann. Auch die abgehängte Decke ist aus Teak, ein Puffer gegen die Hitze. Schmale Holzstäbe über den Fenstern lassen die Brise ungehindert durch, und natürlich führt eine geteilte Tür auf die Veranda; die obere Hälfte steht offen, um den Wind einzulassen, die untere ist geschlossen, um die Hühner wie auch die beinlosen Tiere draußen zu halten – im Grunde ist es wie das Haus, das sie zurückgelassen hat, nur größer. Jeder *thachan* oder Zimmermann befolgt dieselben alten *Vastu*-Regeln, von denen weder Hindu noch Christ abweichen. Für einen guten *thachan* ist das Haus der Bräutigam und das Land die Braut, und die

beiden muss er ebenso sorgfältig passend machen wie der Astrologe seine Horoskope. Liegt eine Tragödie oder ein Spuk über einem Haus, dann werden die Leute sagen, das kommt davon, wenn das Gebäude unheilträchtig angelegt war. Daher fragt sie sich erneut: *Warum hier, weg vom Wasser?*

Blätterrascheln, ein Beben, das durch die Erde zu ihr dringt, lässt ihr Herz rasen. Etwas bei der Tür blockiert das Licht der Sterne. Will sich da ein Hausgeist bei ihr vorstellen? Als Nächstes scheint ein buschiger Strauch durch die obere Türhälfte ins Zimmer zu wachsen. Darum windet sich eine riesige Schlange. Sie kann sich weder regen noch schreien, obwohl sie weiß, dass gleich etwas Schreckliches mit ihr geschieht in diesem rätselhaften, landumschlossenen Haus ... aber riecht denn der Tod nach Jasmin?

Ein Büschel ausgerissenen Jasmins schwebt über ihr, gehalten vom Rüssel eines Elefanten. Die Blüten schwingen über den Schlafenden, verharren dann über ihr. Sie spürt einen warmen, feuchten, alten Atem auf dem Gesicht. Feine Erdkrümchen fallen ihr auf den Hals.

Ihre Angst legt sich. Zögernd greift sie nach der Gabe. Verblüfft stellt sie fest, dass die Nasenlöcher ganz menschlich aussehen, umrahmt von blasserer, gesprenkelter Haut, zart wie eine Lippe und dennoch so flink und geschickt wie zwei Finger; er schnüffelt an ihrer Brust, kitzelt sie am Ellbogen, fährt dann zu ihrem Gesicht hinauf. Sie unterdrückt ein Kichern. Heiße Ausdünstungen stoßen wie Segnungen auf sie nieder. Der Duft ist wie aus dem Alten Testament. Geräuschlos zieht sich der Rüssel zurück.

Als sie sich umdreht, sieht sie, dass sie einen verblüfften Zeugen hat. Der zweijährige JoJo sitzt da und starrt mit weit aufgerissenen Augen über Thankammas Taille. Grinsend erhebt sie sich, winkt ihn zu sich und hebt ihn an die Hüfte, dann gehen sie nach draußen, der Erscheinung hinterher.

Wie in jedem Haus spürt sie überall in Parambil Geister. Einer läuft draußen auf dem *muttam*. In der Finsternis flackern unsichtbare Seelen, massenhaft wie Glühwürmchen.

die BBC-Serie *Empire*. »Das Lebensnotwendige aufgeben, aber nicht den Luxus« paraphrasiert ein ähnliches Zitat, das entweder von Frank Lloyd Wright oder Oscar Wilde stammt. Celestes Beschreibung von London paraphrasiert M.M. Kayes Schilderung in *The Sun in the Morning* (Viking, 1990) und auch die in *Empire Families* (Oxford University Press, 2004) von Elizabeth Buettner. Honorines Ausspruch, dass Rosen nur Unkraut wären, wenn sie nie welkten und stürben, ist eine Idee von Wallace Stevens: »Der Tod ist die Mutter der Schönheit. Nur was verderblich ist, kann schön sein.« Die Zeilen von Veritas an die *Mail* über die Jungen von La Martinière sind eine Paraphrase aus *Paper Boats in the Monsoon* (Trafford, 2007) von Owen Thorpe. Die Kommentare des Briefschreibers über das Scheitern Brahmins, als er in den höchsten Rang aufsteigt, stammt aus Brian Stoddarts *A People's Collector in the British Raj: Arthur Galletti* (Readworthy Publications, 2011). »Das Geheimnis der Pflege des Patienten liegt in der Sorge um den Patienten« ist Francis Peabodys berühmtes Zitat, das allen Ärzten geläufig ist (JAMA, 1927, 88:877). Celestes Bemerkung über die äußerliche Höflichkeit ihres Mannes trotz seiner wahren inneren Empfindungen wurde angeregt von George Smiley, der Figur John le Carrés, die sagt: »Der privat unterrichtete Engländer ist der größte Heuchler der Welt«, in *Der heimliche Gefährte* (Kiepenheuer und Witsch, 1991). Als Rune Big Ammachi schlechte Nachrichten überbringt, dankt sie ihm, »die Gewohnheit ist so stark«: diese Worte stammen aus dem Gedicht »What the Doctor Said« von Raymond Carver in *New Path to the Waterfall* (Atlantic Monthly Press, 1990). Runes Bemerkungen über den Daumen werden Isaac Newton in Charles Dickens' *All the Year Round* (1864, Band 10, S. 346) zugeschrieben und finden sich später in A.R. Craigs *The Book of the Hand* (Sampson Low, Son & Marston, 1867): »Mangels anderer Beweise würde mich der Daumen von der Existenz eines Gottes überzeugen.« Koshy Saars Zitat stammt aus Tennysons Gedicht »The Charge of the Light Brigade« von 1854. Digbys Widmung in Elsie's *Gray's Anatomy* stammt aus Robert Burns' »Death and Doctor Hornbook« (1785). Die Familie mit der blauen Tönung im Weiß der Augen und den brüchigen Knochen hat Osteogenesis imperfecta. Die Frau in der HNO-Klinik mit der

exophytischen Wucherung an der Nase hat Rhinosporidiose. Bis 1985 herrschte große Verwirrung um die beiden Formen der Neurofibromatose. Viele Patienten mit der heute so genannten Neurofibromatose Typ 2 bzw. NF2 – im Roman »der Zustand« – wurden mit der Neurofibromatose Typ 1 bzw. NF1 vermenget, der »klassischen« Morbus Recklinghausen, deren Merkmale Knötchen auf und unter der Haut sind. Heute ist klar, dass es sich dabei um getrennte Erbkrankheiten mit unterschiedlichen klinischen Befunden handelt, die auch unterschiedliche Chromosomen betreffen (Chromosom 17 bei NF1 und Chromosom 22 bei NF2). »Der Zustand« basiert lose auf der Beschreibung einer großen Verwandtschaft in Pennsylvania (JAMA, 1970, 214 (2):347–353). Das Material über die Hungersnot stammt aus öffentlich zugänglichen Quellen. Die Zitate aus dem Hörspiel, das Philipose hört, sind aus dem 5. Akt von *Hamlet*. Philipose' Worte: »*Ein Glück, dass du dich in diesem Wasser selbst beurteilen kannst*«, und dann: »*Ein Glück, dass du immer wieder gereinigt werden kannst*«, stammen aus dem Gedicht »Lucky Life« (1977) von dem verstorbenen Dichter (und meinem Lehrer und Freund aus Iowa) Gerald Stern. Der Grad »MRVR« nach dem Namen des Warzendoktors gründet auf einer Anekdote in *Evolution of Modern Medicine in Kerala* von K. Rajasekharan Nair (TBS Publishers' Distribution, 2001). Die Sünde des katastrophalen Übersetzers, der vor Aufschwungmeister auftrat, ist von Jorge Luis Borges' Wort »das Original entspricht nicht der Übersetzung« in seinem Essay »On William Beckford's ›Vathek‹« in *Selected Non-Fictions* (Viking, 1999) angeregt. Cowpers Satz: »Bleibendes Glück und Frieden haben jene, welche diese Studie um ihrer selbst willen wählen, ohne Erwartung eines Lohns«, ist ein Satz aus der zoroastrischen Lehre. »Die Frage leben« ist aus Rilkes *Briefe an einen jungen Dichter* (Insel, 2019) und ein Rat, den ich häufig meinen Schützlingen gebe. Lenins und Arikads Flucht nach den gescheiterten Überfällen in Wayanad ist fiktiv, aber die Naxaliten waren (und sind) real, ebenso die Hinrichtung von Arikad »Naxal« Varghese (1938-1970), der für die Adivasis in Wayanad ackerte. 1998 gab der Constable P. Ramachandran Nair zu, Varghese auf Befehl von K. Lakshmana, DSP, erschossen zu haben. 2010 wurde

Lakshmana in einem Prozess für schuldig befunden, Nair gezwungen zu haben zu schießen, und zu lebenslänglich Zuchthaus und einer Geldstrafe von zehntausend Rupien verurteilt. Die Schmähung der Pillen des *vaidyan* durch die Fischhändlerin wurde angeregt von Oliver Wendell Holmes' Rede vor der Massachusetts Medical Society am 30. Mai 1860: »... würde die gesamte heute benutzte *materia medica* auf den Grund des Meeres versenkt, wäre es viel besser für die Menschheit – und viel schlechter für die Fische«. In dem Kapitel »Der Hund des Himmels« nimmt Philipose Bezug auf das gleichnamige Gedicht (1890) von Francis Thompson. Philipose' Brief, in dem er schreibt, die wahre Entdeckungsreise bestehe nicht in der Suche nach neuen Landschaften, sondern in neuen Augen, paraphrasiert einen ähnlichen Gedanken in Prousts *À la recherche du temps perdu* (Gallimard, 1919-1927, Band 5). Vermittler *Aniyans* Aufforderung »Legen Sie ein Datum fest!« verdanke ich meinem Kollegen von der Stanford Graduate School of Business, Baba Shiv, der diese denkwürdige Anekdote in seinen brillanten Vorlesungen über Entscheidungsfindung erwähnte. Danke, Baba! Vermittler *Aniyans* Erklärung über Geheimnisse ist ein Zitat von Sissela Bok in *Secrets: On the Ethics of Concealment and Revelation* (Vintage Reissue, 1989). Digbys Bemerkungen, während er eine Sehne transferiert, basieren auf den Worten des wegweisenden Chirurgen Paul Brand: »Der Chirurg braucht die Geduld eines Regenwurms, der sich zwischen Wurzeln und Steinen hindurchwindet, er darf keinen Weg durch starre Strukturen erzwingen, sonst wird der Tunnel nicht mit nachgiebigem Material überzogen sein«, in *The Journal of Bone and Joint Surgery, British Volume*, 43-B, No. 3, 1961. »Nenne niemanden glücklich, bevor er gestorben ist« sind Solons Worte an Krösus in Herodot, *Historien* (Kroener, 2017). »Wohin du auch gehst, was dir auch geschieht, es geschieht auch mir« ist eine Zeile aus e.e. cummings, »i carry your heart with me« (*Complete Poems*, Liveright, 1991).

»Eines der besten Bücher, die ich je gelesen habe – und ich lese, seit ich drei bin.« Oprah Winfrey

Die bewegende Geschichte einer Familie starker Frauen, die ein besonderes Geheimnis birgt ...

Kerala, um 1900: Die junge Mariamma verlässt ihr Zuhause, um bei ihrem neuen Mann in Parambil zu leben, inmitten von Flüssen und Kanälen, Palmen und Jackfruchtbäumen. Sie vermisst ihre Mutter, und ihr Mann scheint sich kaum für sie zu interessieren. Doch bald findet sie in ihrem fünfjährigen Stiefsohn Jojo einen Gefährten, der nicht von ihrer Seite weicht. Als er, der stets das Wasser gescheut hat, bei einem Unfall ertrinkt, kommt sie einem Geheimnis ihrer neuen Familie auf die Spur: Seit Generationen gibt es immer wieder Familienmitglieder, die unerklärliche Angst vor dem Wasser haben; viele von ihnen sind ertrunken. Doch was dahintersteckt, bleibt ein Rätsel.

In den folgenden Jahrzehnten wächst Mariammas Familie und sie wird zur glücklichen Mutter, Großmutter und Matriarchin »Big Ammacchi«. Und auch der Fortschritt hält Einzug in Parambil. Während in der Welt Kriege toben und Indien der Befreiung zustrebt, werden in Parambil Straßen und Schulen gebaut, die Häuser mit Elektrizität versorgt und die Menschen endlich medizinisch betreut – und schließlich kann auch das Rätsel um den »Fluch des Wassers« aufgeklärt werden.

Abraham Verghese schlägt in seinem lang erwarteten, bewegenden und bildgewaltigen neuen Roman einen epischen Bogen durch fast ein ganzes Jahrhundert indischer Geschichte. Er erzählt anhand des Schicksals einer Familie vom Sieg des Wissens und der modernen Medizin, von der Überwindung von Klassen und Kasten – und von den ganz großen Dingen: von Liebe und Tod, Schuld und Erlösung.

Abraham Verghese arbeitet als Arzt und hat eine Professur an der Stanford University School of Medicine inne. Er hat mehrere Romane